

Zeitschrift: DrogenMagazin : Zeitschrift für Suchtfragen
Herausgeber: Verein DrogenMagazin
Band: 21 (1995)
Heft: 2

Artikel: Frauenspezifische Suchtprävention
Autor: Ramsauer, Susanne
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-801168>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Frauenspezifische Suchtprävention

In den Konzepten der Suchtprävention sind bis heute wenige geschlechtsspezifische Ansätze zu finden.

VON SUSANNE RAMSAUER

Damit werden suchtfördernde Faktoren, die in der gesellschaftlichen Benachteiligung von Mädchen und Frauen begründet sind, werden damit ausgeklammert und ignoriert.

Präventionsarbeit wird für Mädchen und Frauen nur dann wirksam, wenn diese Benachteiligung miteinbezogen wird.

In einem Kurs mit angehenden Sozialpädagoginnen und Sozialpädagogen befassten wir uns mit den Ursachen der Sucht. Mittels grosser schwarz/weiss Fotos wurden spontan suchtgefährdende Situationen ausgesucht.

In geschlechtsgetrennten Gruppen besprachen wir die Bilderauswahl. Beim Zusammentragen der Ergebnisse zeigten sich klare geschlechtsspezifische Unterschiede.

Die Frauen hatten folgende Themen gewählt: Beziehungen zwischen Frau und Mann, insbesondere die Abhängigkeit der Beziehungen, Schwierigkeiten der Mutter/Kind-Beziehung, Schönheit als gesellschaftliche Norm für Frauen. Für die Männer der Gruppe stand im Vordergrund: Zugehörigkeit zu peer-Gruppen, Aggressionen und Gewalt, Leistung und Sport.

Susanne Ramsauer arbeitet bei der Koordination Drogenfragen des Justizdepartementes Basel-Stadt im Bereich Prävention. Sie engagiert sich stark für frauenspezifische Suchtprävention, unter anderem auch in der «Präventia», einer Arbeitsgruppe des Vereins Schweizerischer Drogenfachleute (VSD).

Bei diesem Beispiel aus der Praxis der Präventionsarbeit werden Unterschiede der Suchtentstehung deutlich. Es zeigt Ansatzpunkte von geschlechtsspezifischer bzw. frauenspezifischer Suchtprävention auf.

Suchtprävention heute

Suchtprävention im Sinne von psychosozialer Gesundheitsförderung, möchte den Menschen stärken und die sozialen Rahmenbedingungen verbessern. Angestrebt werden Lebensbedingungen und gesellschaftliche Strukturen, die der Gesundheit im Sinne von körperlichen, seelischen und sozialen Wohlbefindens förderlich sind und den dazu nötigen Schutz bieten. Dabei stehen individuelle Fähigkeiten und Lebensbedingungen in unmittelbarer Wechselwirkung.

Die Strategien, um dieses Ziel zu erreichen, richten sich einerseits an das Individuum und andererseits an gesellschaftliche Strukturen. Für frauenspezifische Arbeit sind u.a. folgende Teilziele relevant:

- Vermittlung von Informationen über die Funktion von Suchtmitteln für Frauen (Essen, Medikamente), über Suchtformen bei Frauen (unauffällige Süchte, heimlich und still, Aggression gegen sich gerichtet...), über patriarchale Gesellschaftsstrukturen als Suchtursache, über Zusammenhänge des Geschlechterrollenwandels mit der Zunahme von Suchterkrankungen bei Frauen, und über frauenspezifische Beratungs- und Therapieangebote.

- Förderung von Selbstbewusstsein von Frauen, gezielte Stärkung von Frauen und Erziehung dazu, sich abzugrenzen, Anerkennung der Qualitäten und Fähigkeiten von Frauen.

- Gesundheitsfördernde Lebensbedingungen für Frauen sind über politische Forderungen zu erreichen (Wert-

schätzung und Bezahlung der Haus- und Erziehungsarbeit, bzw. Umverteilung auf beide Geschlechter, Förderung der Frauen in der Erwerbstätigkeit, gleiche Bezahlung, Quotenregelungen, frauengerechte Stadt- und Wohnungsplanung...).

Prävention sieht sich gerade da gefordert, wo offensichtlich Störungen und Defizite bestehen, die im Alltag nicht bewältigt werden können. Solche Störungen sind in der gesellschaftlichen Realität von Mädchen und Frauen reichlich vorhanden.

Gesellschaftliche Werte und Normen sind grundlegend und in allen Bereichen wirksam. Die gesellschaftliche Optik stellt Männer und männliche Lebenszusammenhänge in den Mittelpunkt.

Schönheit als Massstab für die Frauen

Eine «gute» Frau hat den gesellschaftlichen Normen und Werten von «schön sein» zu entsprechen. Werte, die besonders von Männern geprägt werden. Frauen sollen Männern gefallen, schlank, jung und attraktiv sein. Die Schönheit als Wertmassstab und Selbstdefinition von Frauen ist ein wichtiger Industriezweig geworden mit fatalen Auswirkungen für Frauen. Sie sind als Konsumentinnen entdeckt. Passen sich Frauen an diese Normen an, so sind sie beschäftigt von morgens bis abends und haben so weniger Raum für Selbstbestimmung.

Schönheit als wichtiger Faktor weiblicher Identität bedeutet Abhängigkeit von äusserer Anerkennung. Der Selbstwert wird über Körper und Äusseres reguliert. Die Kontrolle über den Körper steht im Mittelpunkt. Durch eine frauenspezifische Sichtweise wird die Bedeutung dieses Schönheitsideals im Zusammenhang mit der Entwicklung von Essstörungen aufgezeigt. Hier spie-

len gesellschaftliche Normen für Suchtentstehung eine wesentliche Rolle. Magersucht und auch Ess- und Brechsucht sind überwiegend weibliche Problematiken (Naomi Wolf, 1992).

Frauen und Gesundheit

Frauenspezifische Suchtprävention als Bereich der Gesundheitsförderung hinterfragt als erstes, das in unserer Gesellschaft bestehende Gesundheitsverständnis für Frauen .

Ich möchte in diesem Zusammenhang die Studie über psychische Gesundheit, bzw. Krankheit von Brovermann et.al. von 1970 erwähnen (nach Vogt, 1985). Sie beweist, dass alle der Frau zugeordneten Eigenschaften wie passiv, angepasst, leicht beeinflussbar, nicht aggressiv, nicht ehrgeizig, sehr emotional statt rational, gefühlsbetont, mangelndes Interesse für Theorien, nahezu identisch sind mit dem Bild des psychisch kranken Menschen. Gesundheit wird bezogen auf «Mannsein». Gesundheit hat für Frauen eine andere gesellschaftliche Bedeutung als für Männer:

- Frauen leben länger als Männer (in industrialisierten Ländern);
- Frauen sind häufiger krank als Männer (psychisch und physisch);
- Frauen haben eher funktionelle und vegetative Erkrankungen, Männer sind häufiger schwer chronisch krank mit tödlichem Ausgang;
- Frauen gehen öfter zur Ärztin, zum Arzt;
- Frauen nehmen mehr Medikamente, insbesondere Psychopharmaka (Alexa Franke, 1985).

Bisher definieren hauptsächlich Männer (Ärzte und die wenigen Ärztinnen) Gesundheit und Krankheit.

Werden jedoch die genannten Unterschiede und Widersprüche berücksichtigt, muss dem subjektiven Befinden

von gesund und krank ein höherer Wert zugestanden werden.

Krankheit ist für Frauen oft ein Weg, sich legitim Zuspruch zu holen. Beschwerden wie Benommenheit, Schwindelgefühl, Kreislaufstörungen, Kopfschmerzen, Migräne, Rückenschmerzen... häufig als «vegetative Dystonie» diagnostiziert, werden nicht hinterfragt und als «Frauensyndrom» bezeichnet. Sie sind oft Ausdruck von Überbelastung, Doppelbelastung, Unzufriedenheit, Einsamkeit...

Wie die Bedeutung von Krankheit innerhalb von frauenspezifischer Suchtprävention aufgegriffen werden kann, möchte ich an einem Beispiel aufzeigen: Bei einem Kurs mit Frauen innerhalb der Ausbildung zur Pflegeassistentin setzten wir den Film «Inges Geburtstag» (Siehe Literaturliste) ein. Er beschreibt das Geburtstagsfest von Inge, 45 Jahre, Hausfrau, verheiratet, drei Kinder. Es sind viele Gäste gekommen, und Inge ist pausenlos auf den Beinen, um alle zu versorgen. In der Küche (wo sonst?) kommt ein Gespräch mit ihrer Schwester zustande. Sie ist geschieden und hat seit Jahren ein Verhältnis mit ihrem Chef. In Rückblenden werden die Nöte beider Frauen gezeigt. Inge leidet seit Jahren an starken Kopf- und Rückenschmerzen und nimmt Schmerzmittel dagegen, die Schwester raucht viel und trinkt regelmässig Alkohol. Die Kursteilnehmerinnen, im Alter von 30-50 Jahren, waren alle sehr betroffen und aufgebracht über den Film.

Sie identifizierten sich bei folgenden Themen:

- «Anstatt meine Gefühle zu äussern, bekomme ich körperliche Beschwerden »;
- «Erst wenn ich krank bin, habe ich Anspruch auf Unterstützung»;
- «Es fällt mir sehr schwer Hilfe zu holen »;
- «Ich kümmere mich erst um die anderen, bevor ich bei mir schaue»;

- «Ich will funktionieren, Zuhause bei meiner Familie und in der Klinik auch, nur dann bekomme ich Anerkennung».

Frauenspezifische Prävention muss diese häufig von Frauen eingeschlagenen Wege der Konfliktbearbeitung ernst nehmen und Räume schaffen für bisher unübliche Möglichkeiten.

Identität von Mädchen und Frauen – Bezogenheit auf andere

Der Geschlechtsrollenwandel in den letzten Jahren hat viele Konsequenzen für Mädchen und Frauen, die auch in der Präventionsarbeit einfließen müssen. Für Mädchen ist die Zukunftsplanung offener und schwieriger geworden, die Gründung einer eigenen Familie steht neben dem Wunsch nach einer Berufsausbildung. Beides miteinander zu vereinbaren bedeutet in der Regel Doppelbelastung oder in einem Bereich zurückzustecken .

Mädchen und Frauen definieren sich als Teil von Beziehungen statt als Individuen mit Eigenverantwortung, Selbstwert und Selbstbestimmung. Das Selbstbild ist in sämtlichen Bereichen ihres Lebens, mit Erfahrungen und Zukunftsperspektiven, geprägt von der Orientierung auf den Mann hin. «Lieber unglücklich zu zweit als glücklich allein» ist das Motto.

Gerade aber der Einfluss durch ihre Beziehungspartner ist für Mädchen eine wichtige Einstiegsmotivation für den Missbrauch von Suchtmitteln. Im Gegensatz dazu ist für Jungen der Einfluss der peer-Gruppe entscheidend. Die Prävention müsste gerade hier die Förderung der Abgrenzung von Mädchen als Ziel definieren (Claudia Meier u.a. 1994).

Rollenfestlegungen sind ebenso aufzugreifen wie Machtungleichgewichte anzugeben sind.



Ein wichtiger Bereich ist hier der der Vorbilder. Weder in der Geschichte, der Literatur, der Kunst, der Lehre an Universitäten noch in der Politik, um nur einige herauszugreifen, stehen bisher positive Frauenbilder zur Verfügung.

Familie

Die Familie ist für jugendliche Mädchen schon früh auch Arbeitsort. Sie werden eingebunden in die Mitarbeit im Haushalt, bei der Betreuung von Geschwistern und der Pflege von Familienangehörigen. Das Ausmass des Zeitaufwandes ist meist abhängig vom Umfang der Erwerbstätigkeit der Mutter. Ein grosser Teil ihrer Freizeit ist so vorbestimmt und wird in der Familie verbracht. Sie leben dadurch mehr Zeit innerhalb der in Familien oft starren Rollenverteilung und werden davon geprägt. Sie erwerben ein hohes Mass

an Sensibilität und Verantwortungsbewusstsein für andere.

Innerhalb der Familie werden Mädchen ab dem Eintritt in die Schule und in noch stärkerem Masse ab Beginn der Pubertät aus besonderer Angst um ihre körperliche und sexuelle Unversehrtheit weit mehr unter die Aufsicht von Erwachsenen gestellt als Jungen. Mädchen sind so erheblich eingeschränkt in eigenen Erprobungsmöglichkeiten ausserhalb der Familie. Entwicklung von Sexualität und Weiblichkeit wird als besonderer Gefährdungsaspekt betrachtet (Cornelia Helfferich, 1994).

Die Bildung von stabilen Gruppen unter Mädchen wird so verhindert, zumal höchstens ein oder zwei Mädchen zu Besuch nach Hause eingeladen werden. Durch die «diffuse Gefährlichkeit» (Carol Hagemann-White, 1984, S. 53) der Aussenwelt, richten Mädchen und Freundinnen eine eigene Kultur zu Hause ein, die meist gemütlich und an-

genehm gestaltet wird. Eine Beziehung zu einem Jungen bringt allerdings die Legitimation von mehr Freiheiten wie länger weg bleiben dürfen und wird meist höher bewertet als die Mädchenfreundschaften.

Gewalt

Zunehmend etabliert sich in unserer Gesellschaft eine Gewaltkultur. Gewalt nimmt zu, auf der Strasse, in den Medien und in der Schule. Selbstverständlich werden Mädchen in der Schule mit zweideutigen Bemerkungen verunsichert, lächerlich gemacht oder körperliche Gewalt wird an ihnen ausagiert. Das Verhalten der Jungen wird in der Regel nicht thematisiert, geschweige denn problematisiert. Diese verschiedenen Formen von alltäglicher Gewalt werden auf Kosten von Mädchen ausgeübt. Gewalt als Ausdruck von «Stärke» und

Suchtprävention in Schule und Elternhaus:

«Männlichkeit», stabilisiert bestehende Machtverhältnisse. Der Zusammenhang Alkohol und Gewalt insbesondere von Jungen wird ausgespart. Der Initiationscharakter von ekzessivem Alkoholkonsum von Jungen wird wenig besprochen.

Aktuelle Untersuchungen zeigen, dass Mädchen sich nach wie vor sehr unsicher fühlen. Diese Selbstunsicherheit wird durch alltägliche akzeptierte Gewalt angelegt und gefestigt. Suchtentwicklung ist nur ein Versuch solche Gewalterfahrungen zu kompensieren. Parteiliche Mädchenarbeit kann hier ein Gegengewicht bilden und Mädchen entsprechend stützen und fördern.

Was tun?

Nur Suchtprävention, die gesellschaftliche Benachteiligung von Mädchen und Frauen thematisiert, wird auf frauenspezifische Suchtursachen einwirken können und das Suchtverhalten von Frauen verringern können.

Der nächste Schritt wird sein, Richtlinien und Kriterien für eine frauenspezifische Suchtprävention zu entwickeln, und die dazu nötigen Strukturen und Bedingungen zur Verfügung zu stellen.

Literaturverzeichnis

Franke, Alexa: Die Gesundheit der Männer ist das Glück der Frauen. In: Franke, Alexa, und Jost, Ingrid (Hrsg.). Das Gleiche ist nicht dasselbe. Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Bd. 10, Tübingen, 1985, S. 9-31.

Hagemann-White, Carol: Sozialisation: Weiblich – männlich? Reihe Alltag und Biographie von Mädchen, Bd. 1 Opladen, 1984.

Hefferich, Cornelia: Jugend, Körper und Geschlecht. Die Suche nach sexueller Identität, Opladen, 1994.

Inges Geburtstag. VHS-Videokassette, Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA), Ostmerheimer Str. 200, 5000 Köln 91, 1989.

Meier, Claudia, u.a. Frauengerechte Suchtprävention im Kanton Bern: erster Zwischenbericht. Bern, 1994.

Vogt, Irmgard: Weibliche Leiden Männliche Lösungen. Zur Medikalisierung von Frauenproblemen. In: Franke, Alexa und Jost, Ingrid (Hrsg.). Das Gleiche ist nicht dasselbe. Forum für Verhaltenstherapie und psychosoziale Praxis, Bd. 10, Tübingen, 1985, S.32-47.

Wolf, Naomi: Der Mythos Schönheit, Reinbeck bei Hamburg, 1992.

Der vorliegende Text ist eine völlige Überarbeitung von: Susanne Ramsauer, Frauenspezifische Ansätze in der Prävention. In: Pro Juventute, Thema: Sucht, Annäherungen an ein «Allerweltsthema», S.2-93.

Eltern, Jugendliche, Lehrkräfte und Fachleute erarbeiten einen Leitfaden für die Unter-, Mittel- und Oberstufe

VON GABY SCHATZMANN

Es ist sinnlos, die Augen vor der Tatsache zu verschliessen: Unsere Kinder und Jugendlichen werden in zunehmendem Masse mit Suchtmitteln bzw. Drogen konfrontiert. Die Drogenmafia macht sich mit immer raffinierteren Methoden, Konsumtechniken und laufend neuen Produkten an immer jüngere Jugendliche heran. Angst und Leid werden in unserem Land in Tausende von Familien hineingetragen. Die Kosten für die – nur symptom bekämpfenden – Therapien steigen ins Uferlose. Die Suchtprävention hat gegenüber der Betreuung, Therapie und Rehabilitation Drogenabhängiger politisch und hinsichtlich finanzieller Mittel noch einen viel zu tiefen Stellenwert.

Aus dem tiefen Bedürfnis heraus, sich nicht dem Gefühl der Ohnmacht hinzugeben, die Verantwortung nicht nur an den Staat zu delegieren, sondern selber etwas zu tun, beschloss 1992 eine beherrzte Gruppe von Berner Eltern, Lehrerinnen und Lehrern, Jugendlichen und Fachleuten, einen Beitrag zur dringend gebotenen Suchtprävention zu leisten. Das Resultat liegt nun in Form eines umfassenden und überall praktisch anwendbaren Leitfadens «Suchtprävention in Schule und Elternhaus» für die schulische Unter-, Mittel- und Oberstufe vor. Dies dank finanzieller Unterstützung der Berner

Regierung, der Gemeinde Köniz und privater Sponsoren.

Der Leitfaden steht völlig ausserhalb der gegenwärtigen Diskussion um die Drogenfreigabe bzw. -abgabe. Er befasst sich nicht mit der trostlosen Endphase einer gesellschaftlichen Katastrophe, sondern er ist ursachenorientiert und gibt Anleitung zu einem Verhalten in Elternhaus, Schule, im Alltag des heranwachsenden Menschen, das diesen gegen die Verleitung zur Sucht wappnet. Junge Menschen müssen diesen – bald an jeder Schule, Jugend-Disco oder Strassenecke lauernden – Gefahren in einer orientierungsschwierigen, stark von Materialismus, Stress, Anonymität und Mangel an Geborgenheit geprägten Zeit etwas entgegensetzen haben. Aber was?

Überzeugende Methodik

Die ehrenamtliche, von Eltern initiierte zweijährige Zusammenarbeit in der «Arbeitsgruppe Suchtprävention in Schule und Elternhaus» – unter erstmaligem Einbezug von Jugendlichen! – wurde zu einem Lernprozess mit folgenden Erkenntnissen:

- Mit der Suchtprävention kann nicht früh genug begonnen werden.
- Das Ziel Suchtfreiheit kann nur in der Vernetzung von Schule und Elternhaus, d.h. Erziehung und Bildung angestrebt werden.

Da, wo sich bei Müttern, Vätern und Lehrkräften so oft Ratlosigkeit breit macht, bietet sich der neue Leitfaden – ein handliches Ringbuch mit gegen hundert Blättern – als bisher in seiner Art einmaliger Ratgeber und praktisches Arbeitsinstrument an.

Der klar und übersichtlich gestaltete, leicht fasslich geschriebene Leitfaden baut methodisch auf den drei Ebenen